

SCHLEPPNETZ

Erinnerung

HANNELORE JOHÄNNING



Pigmentar

Hannelore Johanning

Schleppnetz Erinnerung

Die Klavierbank

Die Tür zur Vergangenheit ist ohne Knarren nicht zu öffnen.
(Alberto Moravia, 1907–1990)

Für meine Familie

Wehmütig grüßt die, die ich bin, die, die ich hätte sein
können. (nach Sören Kierkegaard)

Pigmentar GmbH

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie.
Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter
<http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-945692-53-0

1. Auflage

© 2025 by Pigmentar GmbH

Soester Str. 24, D-59505 Bad Sassendorf

Alle Rechte vorbehalten

Lektorat: Rudolf Köster

Satz: Pigmentar GmbH

Cover: Peter Johanning

www.pigmentar.eu

Ich danke:

Gern und herzlich Rudolf Köster.

Er hat meine „Schleppnetz“-Erinnerungen lektoriert: Sachkundig. Gewissenhaft. Immer wohlwollend. Behutsam bei dienlichen Änderungen.

Ich danke:

Ebenso gern und herzlich dem Verlag Pigmentar GmbH. Unsere rege E-Mail-Korrespondenz war seitens des Verlags immer begleitet von freundschaftlichem Zuspruch, förderndem Ansporn, unerschütterlicher Überzeugung.

Ich danke:

Peter-Sohn für die treffende Cover-Gestaltung.

Inhaltsverzeichnis

BERLIN	8
WALDSASSEN	12
USCH	16
Schlagfertig	18
Die Apfelsine von Lodz	21
Erziehungsmaßnahmen	26
BERLIN	28
WALDSASSEN	30
Salto Mortale	31
USCH	45
WALDSASSEN	47
USCH	52
BERLIN-FRIEDENAU UND SCHÖNEBERG	54
Exkurs	66
WALDSASSEN	70
Flagge gezeigt	81
Der Fotograf	82
Lumpi	87
Goldene Kindertage	92
Missglücktes Sommerglück	94
Mein Glück ist grün	97
Wasserfall	98
Indianerspiele	100
Hexenstiche	105
HASSLINGHAUSEN	118
Flugversuch	118
Renata von Soden	120
Geregelte Regeln	123

Harald	126
Schwester Lina	130
Garten und Wäscherei	133
Die Küche	136
Weihnachten	138
Die Komplizin	139
Gehen und Kommen	143
Heimweh	144
WALDSASSEN	147
IMMENHAUSEN	149
WALDSASSEN	151
IMMENHAUSEN	152
KASSEL + IMMENHAUSEN	157
Schminkprobe	170
ESSEN	172
Knockout	175
Tapfer gekämpft	182
INTERMEZZO ARNSBERG	184
Der Sohn und die Treppe	184
ESSEN	186
ARNSBERG	186
SOEST	187
Wasser, Wind und Wellen	189
Blackout	193
INTERMEZZO MÖHNESEE	197
SOEST	198
IMMENHAUSEN	200
Das Erbstück	203
ÜBER DIE AUTORIN	208

BERLIN

Unsere Eltern haben am 23. Dezember 1933 in Berlin-Reinickendorf-Ost standesamtlich geheiratet. Die kirchliche Trauung fand am 24. Dezember 1933 in der Neugotischen Hallenkirche St. Bartholomäus statt. Sie kannten sich, erfuhren wir später, bereits sieben Jahre. Bis dahin war unser Vater arbeitslos, unsere Mutter aber berufstätig. Als Verheiratete hätte sie ihre Berufstätigkeit aufgeben müssen, wenn Vati gleichfalls einer bezahlten Arbeit nachgegangen wäre. Mehrmals verschoben sie die angedachte Heirat. Mit Hitlers Machtergreifung 1933 war diese Bestimmung hinfällig geworden. Endlich hatte auch Vati eine passende Arbeitsstelle gefunden, und damit waren nun die finanziellen Voraussetzungen gegeben, einen eigenen Hausstand zu gründen. Vater war 36 Jahre und Mutter 32 Jahre alt.

So war er ganz bestimmt nicht erwartet worden, geschweige denn geplant gewesen, der ersehnte Geburtstag 1938. Ankunft im St. Gertrauden-Krankenhaus Berlin-Wilmersdorf, Anmelden, Aufnahme im Kreißsaal: Alles noch Routine. Auch die Geburt selbst. Fast! Früher als errechnet, doch war die Erleichterung sehr willkommen. Ein Mädchen: 2600 Gramm. Namentlich war für diesen Fall vorgesorgt worden: Hanne soll es heißen. Trotz Entbindung sah Mutters Bauch sehr merkwürdig aus. Für diese fremden Fragezeichen blieben Arzt und Hebamme genau zehn Minuten Zeit. Unvermittelt dann perplexes Staunen und gelungene Überraschung: Noch ein Mädchen, 2400 Gramm zartes Leben. Bei der schnellen Namensuche rieten alle Anwesenden zu Lore. Hanne und Lore! Geht das? Warum nicht! Natürlich war zuhause alles nur halb vorbereitet, das gelobte Doppelglück nicht ganz glücklich.

In derselben Klink hatte Mutter dreizehn Monate zuvor, an einem Sonntag, Bruder Walter geboren. Erst im November 1930 hatte diese Klinik ihren Betrieb aufgenommen, war laut Eigenwerbung medizintechnisch auf neuestem Stand. Offerierte die weitere Ausstattung als zweckmäßig und modern. Der "große" Bruder Klaus "kannte" die Welt bereits schon seit fast drei Jahren, war aber im Krankenhaus Sankt Hedwig, Berlin Mitte zur Welt gekommen.

Mit fast siebenunddreißig Jahren war Clara Valeska keine junge Mutter mehr. Ausreichendes Stillen ihr nicht möglich. Für pure Mutterfreuden und vergnügliche Hingabe fehlten der berufstätigen Frau Zeit und entspannte Natürlichkeit, möglicherweise auch Neigung und Geschick. Als versierte Buchhalterin oblag ihr die Führung der Kontobücher für eine renommierte Berliner Möbelschreinerei. Nicht selten brachte sie Belege samt riesigen Journalen mit nachhause, um mit der Buchführung möglichst à jour zu sein; denn immer öfter beeinträchtigten Fliegeralarme niederträchtig die bewährten, lieb gewohnten Abläufe jetzt auch tags.

Das sind schon eigene Erinnerungen. Schemenhaft! Vermutlich aus Ende 1944, Anfang 1945. Meine schriftlichen Aufzeichnungen sind nicht lückenlos, schon gar nicht chronologisch. Oft verhakt und/oder zusammenhängend mit Besonderheiten oder Ereignissen. Mitunter sind sie erinnerte Erzählungen. Nicht auszuschließen, dass die aus großer Zeitdistanz erinnerte "Rücksicht" auch interpretiert. Und manchmal kommt es mir vor, als würde ich mit der Wünschelrute im Nichts stochern. Das Schauglas der Erinnerung ist nicht immer glasklar und blitzblank und dann erinnert sich statt des geistigen Auges primär das vergessene Gefühl. Apropos Gefühl! Selten ohne. Mal heftig für, mal gegen.

Und entzieht sich dennoch jedem Maß, lässt sich nicht wiegen, nicht messen, nicht loten, nicht etikettieren!

Überrascht von der plötzlichen Zwillingversorgung neben der erforderlichen Betreuung der ebenfalls noch Windeln bedürftigen Jungen, war Mutter sehr erschöpft und trotz Zugehfrau völlig überfordert. Lore blieb das Sorgenbaby, obwohl inzwischen regelmäßiges Fläschchen geben rund um die Uhr für beide Standard war. Der Gesundheitszustand der Kleinen war sehr bedenklich, der der Mutter nicht sehr gut. Der Arzt riet für Lore unbedingt zur Klinikaufnahme. Nicht zuletzt, um die Eltern ein wenig zu entlasten. Klinik! Ab sofort keine Nachtfläschchen mehr. Anders gemixt als gewohnt, spuckte sie vom tagsüber eilig verabreichten Fläschchen oft das meiste gleich wieder aus. Durchfälle schwächten zusätzlich. Die Lütte wurde immer hilflicher. Mit zehn Wochen war sie ein "kleiner Engel", beschrieb Mutter viel, viel später Lores kurzes, schnelles Leben. Ganz selten, eigentlich fast nie, wurde über sie oder von ihr gesprochen. Nie habe ich Fragen gestellt. Die Antwort kannte ich ja auch bereits: wie hübsch, wie niedlich.

Hanne fiel das unglückliche Glück zu, der überlebende Zwilling zu sein. Vermutlich erinnerte sie Mutter ständig fatal an Lore. Nur selten war ihr Kinderleben unbeschwert. Um der trauernden und gesundheitlich sehr angegriffenen Mutter Freiraum für wenigstens etwas Erholung und auch ausreichendes kümmern um die Söhne zu ermöglichen, kam die "Große" mit zehn Wochen tagsüber in die Kinderkrippe. Mit zwölf oder dreizehn Monaten wurde sie für einige Zeit (Wochen? Monate?) der väterlichen Verwandtschaft in Mecklenburg-Vorpommern geliehen. Mit lustigen Details wusste die siebzehn Jahre ältere Charlotte einiges über diesen Aufenthalt zu berichten. Absolut neu für die

nun über sechzigjährige Hanne, die mit Staunen kaum hinterherkam. Sie hatte die in Bad Rerik, Nähe Rostock, in einem Altenheim lebende, schon etwas demente Kusine anlässlich eines Geburtstages angerufen. Die Freude über den Anruf war groß und Charlotte sprudelte wie Selterswasser. Erzählte etwas kraus von Dingen und Ereignissen, die vor über sechzig Jahren von Belang waren, stellte mehrmals die törichte Zwischenfrage: „Erinnerst du dich?“ – Nein!!

Klaus und Walter blieben Mecklenburg-Vorpommern auf Zeit auch nicht erspart. Vielleicht aber auch gegönnt. Das von den Brüdern wusste Hanne. Vor Pommern wurden in Berlin noch von uns dreien entzückende Atelier-Fotos geknipst. Zumindest die Brüderfotos sind ganz entzückend. Wenn Mutter davon erzählte, erwähnte sie aber nie Hannes Pommernaufenthalt. Gern erzählte sie aus der Kleinstkinderzeit ihrer „Großen“, ahmte ihre ersten Plappersätze nach. In der Sippe wurde mit gestauntem Stolz erzählt, Klaus habe schon vor der Einschulung Zeitung lesen können. Wer soll ihm das beigebracht haben? Mutti hatte dafür gar keine Zeit. Sogar die nächste Generation war noch baff. Klein-Walter verstaute alles, was er „fand“ erstmal in seine Hosentaschen. Hergeben lehnte er kategorisch ab. Sein „Bauch Walter!“ belustigte Mutti Jahrzehnte. Hanne erinnert, was Mama öfter zum Besten gab, dass sie als Dreijährige trotzig mit dem Fuß aufgestampft habe und die Tracht Prügel, die sie ihrer Tochter verpasst habe, als nachahmenswerten, pädagogischen Erfolg pries. Pünktlich zu Kriegsausbruch im September 1939 muss die Familie dann wohl wieder in Berlin vereint gewesen sein.

Hanne-Erinnerungen können das ja nicht sein. Obgleich verschiedene Verwandte dasselbe erzählten, ergab das Puzzle nie ein vollkommen stimmiges Bild. Die

erzählerisch beigesteuerten Episoden waren selten deckungsgleich. Immer wieder blieb es an der einen oder anderen Stelle bruchstückhaft und fragmentarisch. Das Zufügen fehlender, manchmal zwanghaft gemacht Teile zog sich Jahrzehnte hin. Tauchten bei Hanne im Erwachsenenalter Fragen zu Lücken und Blindstellen auf, waren diejenigen, die vielleicht Antwort hätten geben können, nicht selten schon verstorben. Der zerstörerische Krieg hatte neben den furchtbaren allgemeinen Folgen, wie viele, viele Familien auch uns getroffen: Unsere Sippe war durch Flucht und Vertreibung in alle Himmelsrichtungen verstreut worden. Folglich waren persönliche Kontakte über Jahrzehnte äußerst spärlich. Zumal die mütterliche Verwandtschaft (Ost-Berlin und Thüringen) wie die väterliche (Wolgast und Usedom) fast gänzlich in der DDR lebte. Und die Post fand erst allmählich zur zuverlässigen Routine zurück, um dann wenigstens brieflich die verwandtschaftlichen Verbindungen aufrechterhalten zu können. Im deutschen Nachkriegswesten nervten unsere Eltern gänzlich andere Probleme: Der krasse Regimewechsel mit anderen Verordnungen, neuen Bestimmungen oder Erlassen, die sofort und strikt zu befolgen waren, verlangten rasche Umstellung und Anpassung. Unsere familiären Topthemen waren über Jahre: genügend Essen – doch wie bei permanentem Geldmangel den schwierigen Erwerb notwendiger Lebensmittel bewerkstelligen? Die Bewältigung dieser Aufgaben verlangte Zeit, war aufreibend, oft erfolglos, deprimierte.

WALDSASSEN

Nun Waldsassen und Rathauswohnung: Gleich hinter der Mühlbachbrücke, der Bach gluckerte fast direkt vor

unserer Wohnung, gab es auf der Ecke eine Bäckerei. Ich wurde losgeschickt, um Brot zu erbitten, also betteln! Ich genierte mich, ließ mir für den kurzen Weg viel Zeit, um einen Satz zu üben, der "rühren" sollte. Meist fällt für andere zu bitten leichter als für sich selbst. Zuhause knurrten fünf Mägen. Schön warm war die Backstube und die Bäckerfrau gerade selbst anwesend. Nachdem ich meine Bettelbitte vorgestottert hatte, legte sie mir vier Laibe Brot in die Arme. Vier Vierpfünder! Die Eltern konnten es kaum fassen. Vati war allerdings gleich skeptisch. Nicht zu Unrecht. Sofort wurde ein Laib angeschnitten und jeder durfte sich sattessen. Ehe das Brot knochenhart wurde, musste es ja gegessen werden. Beim Kauen knirschte es zwischen den Zähnen.

„Dem Lehrling ist der Teig in den Dreck gefallen“, war Vatis sarkastischer, doch wohl zutreffender Kommentar dazu. „Es wird trotzdem gegessen. Sand reinigt den Magen“, behauptete und bestimmte Frau Mama. Und kein Krümel kam um. Mutti hatte wieder Oberwasser! Kurz zuvor hatte Vati mit ihr gezankt: Ein Bettler hatte an unsere Wohnungstür geklopft, um ein Stück Brot gebeten und Mutti hatte ihm buchstäblich den letzten Kanten gegeben.

„Und deine Kinder??“, war Vatis fassungslose Frage. „Von dem kleinen Stück wären wir sowieso nicht satt geworden, der alte Mann aber schon. „Wer gibt - bekommt“, war sie sicher. Das gab wohl den Ausschlag, mich um Brot zu schicken. Und nun vier (!) Laibe Brot im Haus. Noch gab es keine Pfanne. Ein Großteil der Brotscheiben wurde dank Deputat-Zuteilung aus "Vatis" Porzellanfabrik, in der er als Arbeiter schuftete, gut mit Öl beträufelt und direkt auf der Ofenplatte, Marke Eigenbau, geröstet. Sparsam mit Salz bestreut, war die Scheibe Brot ein kulinarisches Gedicht! Kalorien

und Kohlehydrate waren noch unbuchstabierte, horizontweit entfernte Fremdwörter und der Genuss somit völlig leicht-sinnig. Es ließ sich nicht vermeiden, dass die Ofenplatte auch was vom Öl abbekam. Im noch warmen Zustand wurde sie mit geknülltem Papier gesäubert, gleichzeitig gepflegt. Andernfalls rauchte und stank sie atemberaubend.

Plötzlich tauchte aber von irgendwoher doch eine große Eisenpfanne auf. Gut möglich, dass sie gegen Deputatöl getauscht worden war. Der Pfannenbesitz steigerte unsere Lebensqualität enorm, machte unser Leben beinahe opulent. In einer Pfanne ließen sich Kartoffeln, wenn denn ihrer habhaft zu werden gelungen war, zu Bratkartoffeln mit Zwiebeln, manchmal mit Zwiebeln und Speck oder gar mit Speck und Zwiebeln und Pfifferlingen, die wir im Wald geerntet hatten, zum Königsmahl anrichten. Zum Kaisermahl wurde das Pfannengericht, wenn über das Ganze noch ein organisiertes oder sogar ein für 45 (!) Pfennig gekauftes Ei geschlagen werden konnte. In Nähe der Bäckerei gab es auch eine Fleischerei, die ihre Produkte – Fleisch, Schinken und Würste – ohne Lebensmittelmarken verkaufte. Der Andrang war immer riesig und die Regale waren schnell leer. Es war eine Pferdemetzgerei!

Ich erinnere nur wenige Hüh- und Hott-Gerichte. Einmal gab es schmackhaftes Gulasch, und zum geräucherten Fohlenschinken durfte nach Appetit zugelangt werden.

Der Herd war nicht nur zum Kochen da, er musste auch heizen. Bequeme Zentralheizung war nach Berlin wieder unbekannt. Vor dem silberbronzierten Ofenrohr war in die Herdplatte, entsprechend der Aussparung, eine Metallwanne eingelassen. War der Herd in Betrieb, stand praktischerweise auch immer warmes Wasser zur Verfügung. Aber das Holz, das der Herd

vor allem im Winter gierig verschlang, musste im Sommer mühsam aus dem Wald herangeschafft werden. Vati hatte, geschickt wie er war, einen ziemlich großen, stabilen Handwagen gebaut. Sicher konnte er in der Fabrik Maschinen benutzen, um die Holzteile entsprechend herzustellen. Vielleicht sogar unter Mithilfe von Kollegen. Transportables Holz aus dem Wald zu schaffen, war eine sehr mühevollen Arbeit.

Wir waren ja nicht die einzigen, die dieser "Zwangsarbeit" nachgingen. Der Wald war immer wie gefegt und aufgeräumt. Kein Stück Holz, kein Ast lag herrenlos herum. Tannenzapfen und Rinden von den verbliebenen Stümpfen gefällter Bäume wurden ebenfalls geerntet und gesammelt. Je aufgeräumter der Wald aber war, desto weiter waren die Wege, ehe Passendes aufgeladen werden konnte. Oft haben die Brüder geholfen. An Samstagen ging Vati aber auch gern allein in den Wald. Er hatte dann seine selbstgefertigte, zweiteilige Stange dabei. Die Teile ließen sich fest verbinden. Mit dem vorne von ihm angebrachten Sichelhaken konnte er trockene Äste aus den Baumkronen brechen.

Sorgenvoll haben wir einmal lange auf ihn gewartet. Mit einer Kopfwunde kam er blutverschmiert endlich heim. Ein ausgebrochener Ast war ihm auf den Kopf gefallen und hatte ihn für eine Weile bewusstlos gemacht. Danach "durfte" er nie mehr allein in den Wald fahren.

Eine ebenfalls schweißtreibende Arbeit war das Ausgraben verbliebener Baumstümpfe mit ihren oft armdicken Wurzeln, hiesig Stubben oder Knorze genannt. Dieses Holz war besonders dicht, erzeugte gleichmäßigere Hitze, roch gut und brannte ergiebiger. Manchmal war ich auch dabei, um nützlich zu sein. Während Vati und die Brüder für Holz sorgten, sammelte ich Pfifferlinge und/oder Blaubeeren. Dabei ängstigte mich die Vorstellung, wir könnten uns verlaufen, Grenzgendar-

me uns aufgreifen und nach Sibirien verschleppen. Die grüne Grenze zur Tschechei war immer bedrohlich nahe, und solche Horrorgeschichten, Kriegsüberbleibsel, kursierten noch ziemlich lange in dieser Region.

Wenige Monate nach Kriegsende saßen auf dem Bürgersteig vor unserer Wohnung manchmal bis zu einem Dutzend Soldaten. Heimkehrer! Teils invalid, elend, zerlumpt, zerzaust und völlig erschöpft. Mutti scheuchte uns aus der Wohnung und gab nach und nach jedem Soldaten die Möglichkeit, sich in unserer warmen Küche zu waschen, wenigstens ein bisschen zu erfrischen und etwas zurecht zu machen. Essen konnte sie nicht anbieten. Hatte sie aber die kleinen, einzeln verpackten Maggi-Würfel im Haus, bot sie eine Tasse heiße Brühe an. Ein Würfel ergab 250 ml. Mitunter schwammen sogar Brotbrocken in der Brühe, sofern die Soldaten eigenes Brot dabei hatten. Dankbar nahmen die ausgezeherten Männer Angebot und Gelegenheit wahr.

USCH

Es existieren Fotos vom Sommer 1943. Da hausten wir vier Gören, wie wir häufig genannt wurden, mit Mutter in Usch, ihrem Geburtsort, einer Kleinstadt im heutigen Polen, am Südufer der Netze. Beim Großbauern Erich Sievers war ein sehr großes Zimmer angemietet worden. Usch kannte weder Alarme noch Bombenangriffe, und das Leben schien hier sorgloser. Vati musste von Berufs wegen aber in Berlin bleiben.

Im Sommer 1944 musste Walter und auch mir ein entzündeter Backenzahn gezogen werden. Im etwa 10 km entfernten nördlichen Schneidemühl praktizierte noch ein Zahnarzt und war per Bahn einfach zu erreichen. Um Soldat zu sein, war er zu alt. Seine Praxis

ähnelte eher einer Werkstatt, flüstert mir gerade meine Erinnerung ins Ohr. Er machte nicht viel Federlesen, zog ohne Betäubung den Zahn mit merkwürdiger Zange, und ich schrie wie am Spieß. Walter erging es ebenso, trösten konnte mich das kaum. Ich innere auch 1944er Kindergartentage in Usch. Hitlers Geburtstag wurde am 20. April gehorsam mit Sing und Sang gefeiert. Die Kindergärtnerinnen erzählten vom großen tollen Führer, priesen ihn pathetisch mit pathetischen Gedichten gemeinsam mit allen Kindern in hymnischen Liedern. Der obligatorische Esslöffel Lebertran fällt mir auch ein, den wir Kinder täglich schlucken mussten. Ganz widerlich im Geschmack, angeblich aber sehr gesund.

Im Sommer desselben Jahres muss es gewesen sein. Vati hatte uns besucht und für meine Puppen eine entzückende Sportkarre mitgebracht, ähnlich den heutigen Buggys, rot-grau lackiert mit gummibereiften Rädern. Selbst gebaut und sehr exklusiv! Ein Foto "weiß" das noch. Wen musste ich auf Mutters Befehl kutschieren? Horst, der schadenfroh feixte. Meinen Unmut sollte ich ja lautlos schlucken, signalisierte Mamas Drohfinger.

Für seine "großen" Söhne hatte Vati je einen Bauernhof gebaut, mit Scheunen und Ställen, auseinandernehmbaren Wagen und Pferden mit Zaumzeug. Alles bunt bemalt. Auch Hühner fehlten nicht, und jedes gackerte in einem anderen Federkleid. Das reichhaltige Zubehör konnten die Jungen beliebig untereinander austauschen. Das aufwendige Spielzeug war 1944 die große, gelungene Weihnachtsüberraschung.

Ich erinnere einen Besuch bei Tante Edith und ihren Töchtern in Posen, ebenfalls Sommer 1944, und es muss leicht möglich gewesen sein, von Usch mit der Bahn an einem Tag hin- und herzufahren. Die großen Brüder waren vermutlich bei Großmutter oder Tante

Hertha in Obhut. Posen ist mir nur wegen der pompös ausgestatteten Puppenhäuser meiner Kusinen lebhaft in Erinnerung. Alle Stuben waren mit Hänge- und Stehlampen ausgestattet, die sich beliebig ein- und ausschalten ließen. Wahrscheinlich lieferten Batterien die notwendige Energie? Das hatte mir mächtig imponiert, und neidisch wollte ich auf der Stelle ebenso ein Puppenhaus haben. Es blieb beim Wollen.

* * *

Schlagfertig

Die Jungen spielen bei Großmutter auf dem Hof. Da kommt Mama, um ihre Tochter reinzuholen. Bevor sie mich an die Hand nimmt, drehe ich mich schnell um und rufe in Richtung der Brüder: „Arschloch!“ Dieses Machtwort hatte ich vormittags im Kindergarten aufgeschnappt. Mama lässt meine Hand los, holt weit aus und schlägt mir mit dem Handrücken ins Gesicht. Ihr Ring trifft die Nase, die sofort blutet, Lippen und Zahnfleisch platzen auf, bluten, schwellen rasch an, mein Gebrüll hört Halb-USch. „Das will ich nicht noch einmal von dir hören!“, befiehlt lautstark die erboste Mama.

Großmutter ist entsetzt, vermutet sofort, dass ihre Tochter wieder schlagfertig erzogen hat. In meiner Gegenwart unterbleiben Tadel und Zurechtweisen. Erst später, als Mutti und Oma in der Küche hantieren, kann ich im Nebenzimmer den erregten Disput hören, ohne das Gesagte zu verstehen, weiß aber: Großmama hält zu mir.

* * *

Fließendes Wasser im Haus kannte Großmutter nicht. Im Hof stand eine Schwengelpumpe. Das schien ihr Luxus genug. Über einen Ausguss verfügte die Küche aber schon. Neben ihm stand eine kleine weiße Bank. Zwei Eimer hatten darauf gut Platz. Der weiße Emaileimer enthielt Wasser zum Kochen und Trinken. Der Zinkeimer daneben hielt immer Putz- und Waschwasser vor. Es war gar nicht schwer, mit dem Schwengel frisches, kaltes, ganz klares Wasser in die Eimer zu pumpen. Außer im Winter. Da konnte es passieren, dass das Brunnenwasser gefroren war. Dann musste Schnee geholt oder Wasser aus der Netze geschöpft werden.

Auch das Herzhäuschen stand außerhalb des Hauses. Im hinteren Hofbereich, in Nähe des Komposthaufens war es im Bedarfsfall aufzusuchen. Im Sommer nicht unangenehm. Im Winter stand, zumindest nachts, der Henkelpott unterm Bett.

War Vati aus Berlin zu Besuch, schlief ich bei Großmutter, ein paar Mal auch in Wandas Zuhause. Weil ich mich fürchtete, hatte mich Omi abends zum Herzhäuschen begleitet. Ich fühlte gerne meine Hand in ihrer warmen und hatte nichts mehr zu befürchten. Mit der anderen pickte sie vom übervollen Sternenhimmel ein paar auffällig helle heraus, stellte sie mir namentlich vor und wusste Geschichten dazu.

Zwei oder drei Gelasse, ehemals Ställe für Kleinvieh und Futtermaterialräume, waren direkt vom Hof aus zugänglich. Nun wurden in diesen gesäuberten Räumen Holz, Gartengeräte, Handwerkszeug und Ausrangiertes aufbewahrt. Von einem dieser Räume führte gleich neben der Tür eine Treppe zu zwei ausgebauten, möblierten Mansardenzimmern. Reserviert für Gäste oder Familienbesuch. Ein Gelass nannte sich Werkstatt. In der war Vati gerade dabei, die gesammelten krummen Nägel wieder gerade zu klopfen. Nichts wurde gedanken-

los geworfen, krumme Nägel schon gar nicht. Dieses Sammeln und Verwahren war damals umsichtig, vor allem notwendig. Heute ist das noch immer praktizierte Verhalten nachsichtig belächelte Marotte.

Als Unterlage benutzte Vati einen massiven Eisenblock, etwa in Klinkergröße. Ich wollte helfen und hielt den Eisenklotz auf dem Regalbrett fest, dafür musste ich mich tüchtig recken. Vati schlug zu. Erschreckt habe ich den Klotz losgelassen, und das schwere Ding fiel vom vibrierenden Bord auf meine Füße. Ich trug offene Sandalen. Aus beiden Großzehen spritzte Blut. Die Wunden waren bis fast zum Winter entzündet, haben die Nägel abgestoßen, immer wieder geeitert, die Nagelwurzeln auf Dauer geschädigt, machen heut noch Kummer. Beim Reigentänzen im Kindergarten, mal rechts, mal links rum, trat mir das jeweilige Nachbarskind herzhaft auf die Füße. Mein prompt erfolgter Brüllprotest wirkte schließlich. Bei jedem Rundtanz setzten mich die Kindergärtnerinnen prophylaktisch sofort in die Mitte. Keiner Pfütze bin ich ausgewichen, habe die geplagten Füße im Dreckschlamm wohltuend gebadet. Ein Arzt wurde wegen dieser Bagatelle nicht bemüht. Es gab auch kaum noch praktizierende Ärzte. Vor Ort sowieso nicht. Die meisten waren für Führer, Volk und Vaterland an der Front oder in Lazaretten. Über viele Jahre musste ich Vorgänger-Schuhe jedes Mal erst schmerzhaft passend laufen. Eine Tortur für die misshandelten Zehen. Bis zum achtzehnten Lebensjahr habe ich nur zweimal neue Schuhe bekommen: derbe, schwere, zu große Skischuhe mit zwölf oder dreizehn, Weihnachtsgeschenk meiner Freitisch-Gastgeber, und mit fünfzehn Jahren braune Halbschuhe während der Haus-am-Quell-Zeit.

Im Herbst 1944 wurde ich in Usch eingeschult. Vetter Winfried, genannt Wiwie, auch. Der Schulbesuch war

nach drei oder vier Wochen aber schon wieder aus und vorbei. Die Schule wurde eilig Lazarett.

Mutter stand mit ihren vier Kindern reichssoffiziell eine Haushaltshilfe zu. In Usch fiel dem sechzehnjährigen Polenmädchen Wanda diese Aufgabe zu. Wenn Vati aus Berlin da war, Schlafen bei Großmutter aus irgendwelchen Gründen nicht möglich, habe ich ein paar Mal auch bei Wanda zuhause geschlafen, Omi hatte aufgrund ihres Alters ebenfalls Anspruch auf Hilfe im Haushalt, auch hier geleistet von einer jungen Polin. Wie die Vermittlung funktionierte, weiß ich nicht. Im Internet habe ich keine eindeutigen Infos und Aussagen dazu gefunden. Heute vermute ich, dass die jungen Frauen von der unseligen Praxis der Zwangsverpflichtung betroffen waren. Unsere Wanda-Zeit dauerte 1944 nicht lange, und meine Erinnerung ist wohl deshalb ziemlich blass.

Es gab aber noch ein Davor. 1942 lebte Hanne leihweise bei Onkel Walter und Tante Lenchen in Pabianice, einem heute eingemeindeten Vorort von Lodz.

* * *

Die Apfelsine von Lodz

Die Vorstellung, das Geschenk des Offiziers könnte eine Jaffa-Orange gewesen sein, wäre, wenn auch sehr spät, ein genüsslich-tröstlicher Triumph. Lodz verbinde ich mit Blut-Orangen! Blutorangen esse ich nicht. (Europa importierte seit den 1920er Jahren Jaffa-Orangen.)

Hannchen lebte ausgeborgt bei Onkel und Tante. Weit weg von Eltern und Geschwistern, von denen sie damals noch nichts wusste. Mit anderen Uniformierten samt deren munteren Damen trafen sich beide häufig zum Abendessen im Casino in Lodz. Hannchen war in

Wir hoffen, dass Ihnen die Leseprobe gefallen hat.

Hannelore Johänning „Schleppnetz Erinnerung“

ISBN 978-3-945692-53-0

Hardcover Preis: 18,00 € (D)

E-Book (Kindl / Amazon) Preis: 4,95 € (D)

Das Buch können Sie käuflich erwerben:

in unserem Webshop: www.pigmentar.biz

direkter Link im Webshop:

<https://www.pigmentar.biz/p/hannelore-johaenning-schleppnetz-erinnerungen>

Amazon:

Hardcover: <https://www.amazon.de/Das-Echo-Wort-Hannelore-Joh%C3%A4nning/dp/3945692172/>

E-Book: <https://www.amazon.de/Schleppnetz-Erinnerung-Klavierbank-Hannelore-Joh%C3%A4nning-ebook/dp/B0FL84NP97/>

oder in der Buchhandlung Ihres Vertrauens.

Hauptsache war sie nie, aber nur Nebensache auch nicht. Über einen jahrelangen Zeitraum war sie sogar unverzichtbar, diese ominöse Klavierbank. Ehe ich mich ernsthaft für sie interessierte, sollten in Waldsassen noch viele Wasser sowohl Mühlbach als auch Wondreb runterfließen. Vordringlich verlangten andere Erfordernisse erheblich mehr Aufmerksamkeit. Nicht selten ging es dabei um ganz profane Dinge, Lappalien, dennoch unentbehrlich oder sogar dringend Notwendig! Sie zu besorgen oder fintenreich zu organisieren, war mühsamer Alltag, Enttäuschungen inklusive. Wo mag sie heute sein? Meine Klavierbank!? Sie müsste doch jetzt hier bei mir sein! Das ist bitterer Wermut, dass erst im Erinnern leuchtet, was gebührend zu schätzen versäumt worden ist.

Preis: 18,00 €

ISBN 978-3-945692-53-0



9 783945 692530 >